



Postverlagsort Heidelberg

ZEIDNER GRUSS

HEIMATBRIEF DER
»ZEIDNER NACHBARSCHAFT«

Zeiden, rumänisch Codlea, ungarisch Feketealom, gelegen b. Kronstadt - Brasov - Brassó, in Siebenbürgen/Rumänien

12. Jahr

Heidelberg, Am Georgentag 1965

Nummer 22

Gibt es auch eine neue Heimat?

Von Prof. Dr. Walter Biemel, Aachen

Fortsetzung des Vortrags, den wir im ZEIDNER GRUSS
Nr. 21 (Advent 1964) unter der Überschrift „Wo ist Heimat?“ abdruckten.

Wir haben zu erläutern versucht, was die Heimat zur Heimat macht, welches Geschehnis das ist. Wie auf ihm unser ganzes späteres Leben gründet. Die Heimat ist Heimat durch das Heimischwerden in der Welt. Das ist etwas, was wir nie vergessen, genauer gesprochen, was in uns nie verlöscht, seine Wirkung nicht beendet; bis zu unserem Tode. Selbst wenn wir die Stätte, an denen sich dieser Vorgang ereignet hat, verlassen müssen, wirkt er selbst nach. Und gerade weil er nachwirkt, hängen wir so sehr an der Stätte, wo wir diese ursprüngliche Vertrautheit erfahren konnten, wo sie uns geschenkt wurde. Ist das der Fall, dann können wir streng genommen die Heimat nicht mehr verlieren. Selbst wenn uns die Ortschaft geraubt wird, die wir mit dem Namen Heimat bezeichnen. Denn das Entscheidende dieser Ortschaft hat sich uns als ein Geschehnis enthüllt, das uns formte und bestimmte und dessen Wirkung sich auf unsere Existenz als Ganzes erstreckt.

Ich höre Einwände. Durch diese Deutung wird doch das Furchtbare Geschehen, das als Verlust der Heimat bezeichnet wird, wegdisputiert. Das können wir nicht zugeben, wir, die ständig darunter leiden, daß uns die Heimat entzogen wurde. Wir, die ständig in der Erinnerung leben, wie schön es zu Hause war und wie schwer wir es hier haben. Haben Sie bitte Geduld.

Wir haben bis jetzt versucht, eine Wesensbestimmung der Heimat zu geben; also diesen Begriff zu analysieren, seine Bedeutung herauszuholen; sichtbar zu machen, was er in sich birgt. Nun müssen wir das Problem von einer anderen Seite her in den Blick nehmen. Nämlich die Stellung des Menschen zu r Heimat — zur Ortschaft, an dem er das Vertrautsein erfahren hat — untersuchen. Bis jetzt sahen wir den Vorgang des Heimischwerdens, wie er sich in der Periode der Kindheit und des Heranreifens entfaltete. Aber damit ist nur ein Teil unserer Existenz gefaßt. Es muß deshalb kurz auf diesen Vorgang eingegangen werden. Damit wird sich ein zweiter Aspekt der Bedeutung von Heimat enthüllen.

Zum Abschluß der Reifeperiode, also der Periode der Selbstentfaltung des Menschen, gehört das Sich-niederlassen an einem bestimmten Ort. Was darunter verstanden wird, kann mit dem bekannten Ausdruck gefaßt werden: ein eigenes Heim gründen. Dazu gehört, daß diese Heimstätte dem Einzelnen den Spielraum geben soll, seine Mög-

lichkeiten möglichst vollständig zur Entfaltung zu bringen, denn wenn ihm das versagt bleibt, ist er irgendwie verstümmelt. Ein Arzt, der nichts mehr mit Medizin zu tun hat, ist kein Arzt mehr, ein Ingenieur, der sich damit befassen muß zu überprüfen, ob kein Holz gestohlen wird, ist kein Ingenieur mehr — die Beispiele brauchen nicht gehäuft zu werden.

Warum werden so banale Tatsachen angeführt? Weil hier die Möglichkeit eines Konfliktes besteht. Es ist gewöhnlich so, daß der Einzelne an der Stelle, wo er das Heimischsein erfahren hat, auch sein eigenes Heim zu gründen trachten wird, daß also die Kontinuität zwischen dem in die Welt Hineinwachsen und sich in der Welt Niederlassen gewahrt bleibt. Es muß aber nicht so sein. Hat der Einzelne keine Aussicht, seinen Beruf an dem Ort auszuüben, wo er großgeworden ist, so wird er an einem anderen Ort sich niederlassen. So lieb ihm auch die Stätte der Kindheit ist, er wird nicht ihrerwillen auf die Entfaltung seiner selbst verzichten. Denn das würde ihn unbefriedigt lassen, ja auf die Dauer unglücklich machen.

Wenn im Laufe der Geschichte so viele unserer Siebenbürger Sachsen in die Vereinigten Staaten ausgewandert sind, so war es bei Gott nicht Abenteuerlust oder der Goldrausch, der sie dazu bewegte, sondern die Hoffnung, da etwas leisten zu können, wofür ihnen die Heimat keine Möglichkeiten bot. Sie haben ihre Heimat — den Ort des Vertrautwerdens — aufgegeben, um eine neue Heimat — den Ort des Sich-niederlassens — zu finden.

Heimattag Dinkelsbühl Pfingsten 1965

Alle Jahre wieder findet in Dinkelsbühl das große Treffen der Siebenbürger Sachsen statt. Das Programm dieses traditionellen Tages der Landsmannschaft ist in der SIEBENBÜRGISCHEN ZEITUNG angezeigt. Wegen Quartierbestellungen wende man sich an das Verkehrsbüro Dinkelsbühl. Die Burzenländer treffen sich in den ihnen zugeteilten Lokalen der Stadt. Näheres ist an Ort und Stelle zu erfahren und wird wohl auch in der Mai-Ausgabe oben genannter Zeitung mitgeteilt werden.

Bleiben wir einen Augenblick beim Gang der Darstellung stehen, fassen wir zusammen. Ein erstes Ergebnis war, daß der Begriff der Heimat nicht gegenständlich verstanden werden darf, sondern vom Geschehen her, durch das die Vertrautheit mit den Dingen zustande kommt. Ein zweites Ergebnis war, daß der Begriff der Heimat doppeldeutig ist, daß er sich in zwei Bedeutungen aufspaltet. Die erste — mit der wir begonnen hatten — umfaßt das Vertrautwerden mit der Welt; die zweite Bedeutung meint das Sichansiedeln in der Welt, wir nannten es auch das Heimgründen.

Im glücklichen Fall kann ein und dieselbe Ortschaft die Stelle sein, an denen beide Bedeutungen von Heimat erfüllt werden. Häufig wird das aber nicht der Fall sein und war gerade auch bei uns Siebenbürger Sachsen oft dann nicht der Fall, wenn es sich um Existenzen aus dem Bereich der Kunst und der Wissenschaft handelte, die keine genügenden Entfaltungsmöglichkeiten im heimatlichen Bereich besaßen. Wir finden solche Siebenbürger in Wien, in Berlin, in Paris — um nur die großen Zentren zu nennen.

Die Entfernung von der ursprünglichen Heimat besagt natürlich keineswegs ein Verleugnen dieser Heimat. Daß das Heimat-Erlebnis unauslöslich ist, wurde gezeigt, es kann aber — um das nur kurz anzudeuten — die Ortschaft dieses Erlebnisses verleugnet werden, sei es, daß man sich schämt, aus einem so entlegenen Winkel zu stammen, sei es aus einem gewissen Snobismus, der überhaupt mit Heimat nichts zu tun haben will, sei es, weil man in der Heimat bittere Erfahrungen gemacht hat und nun einen Groll gegen sie hegt. Es ist mir keine siebenbürgische Gestalt bekannt, bei der so eine Verleugnung stattgefunden hat. Kürzlich las ich ein unveröffentlichtes Manuskript von Heinrich Neugeboren, der unter dem Künstlernamen Henri Nouveau in Paris bekannt geworden ist — allerdings erst nach seinem Tode als Maler anerkannt wurde. In diesem Manuskript gibt Neugeboren eine sehr sarkastische Schilderung von Kronstadt, einer Stadt der Originale und verkrachten Existenzen, es ist eine bewußt karrikierte Schilderung, die im Gegensatz zur schönfärbenden Heimatliteratur sich am Heraushehlen der Nachtseiten gefällt. Hätte Neugeboren aber die Heimat verleugnen wollen, dann wäre der Versuch solch einer Schilderung sinnlos gewesen. Die sehr kritische Darstellung — die psychologisch auch darin ihre Rechtfertigung haben mag, daß er mit seinen modernen Kompositionen und Malereien in dem kleinbürgerlichen Milieu keinen Widerhall finden konnte, sich seine Anhänglichkeit vom Leibe schreiben wollte, wie bei einer unglücklichen Liebe — zeigt gerade in ihrer Kritik, der scharfen, genauen Schilderung, wie eng die Beziehungen doch blieben.

Es gehört zum Los mancher Siebenbürger Sachsen, daß sie aus der Heimat weg müssen, um Heimat — als Stätte der Niederlassung, der Heimgründung — finden zu können. Denn wem versagt bleibt, sich selbst zu entfalten und seinen Möglichkeiten gemäß zu leben, dem kann die ursprüngliche Heimat, wenn er aus bloßer Anhänglichkeit in ihr bleibt, zum Unglück werden. Darüber sollten wir uns nicht täuschen.

Nun ist das Thema dieser Ausführungen die Situation der Siebenbürger Sachsen, die der ersten Heimat verlustig geworden sind, nicht weil sie es gewollt haben, sondern weil sie durch die geschichtliche Lage nach dem zweiten Weltkrieg dazu gebracht worden sind. Allerdings muß gleich hinzugefügt werden, daß es sich keineswegs um eine Vertreibung handelt. Aber die Zustände in der alten Heimat waren so, daß die meisten der Siebenbürger Sachsen, die sich außerhalb der Grenzen Rumäniens befanden, nach Kriegsschluß nicht mehr in die alte Heimat zurückwollten — ja einige ausdrücklich flüchteten. Ich darf annehmen, daß das in diesem Kreis bekannte Tatsachen sind, auf die nicht weiter eingegangen werden muß. Um zu zeigen, daß es sich im Falle Rumäniens keineswegs um eine systematische Vertreibung handelt, muß man darauf hinweisen, daß im Gegenteil von der rumänischen Regierung eine Kampagne geführt wird, um die ehemaligen Landesbewohner zu einer Rücksiedlung zu veranlassen. Daß nur sehr wenige diesem Ruf Folge leisten, ist auch nur zu gut verständlich.

Um die Frage nach dem Verhalten der Siebenbürger Sachsen in der neuen — und zugleich uralten Heimat — auch nur zu Gesicht zu bekommen, muß zweierlei berücksichtigt werden.

1. Ist es den Siebenbürger Sachsen in Deutschland und Österreich gelungen, sich niederzulassen? Konnten sie sich im neuen Land zurechtfinden, Fuß fassen, also Heimat im zweiten Sinne finden?
2. Wie sollen sie sich in der neuen Heimat verhalten, sollen sie versuchen, so schnell wie möglich ihre Eigentümlichkeiten von früher aufzugeben oder umgekehrt, sollen sie auf ihnen beharren und sie besonders verstärken und hervorkehren?

Zu 1. Um auf diese Frage antworten zu können, brauchte ich statistisches Material, es müßte eine gediegene soziologische Studie angefertigt werden, auf Grund dieses Materials. Da mir das Material fehlt, kann ich nur so vorgehen, daß ich aus eigener Erfahrung rede, also aus dem Kontakt mit den Landsleuten, die ich in den letzten 10 Jahren in verschiedenen Teilen der Bundesrepublik getroffen habe. Ich hoffe, von Ihnen diesbezüglich korrigiert oder bestätigt zu werden, da sich sicher unter Ihnen Landsleute befinden, die einen besseren Einblick in diese Dinge haben als ich selbst.

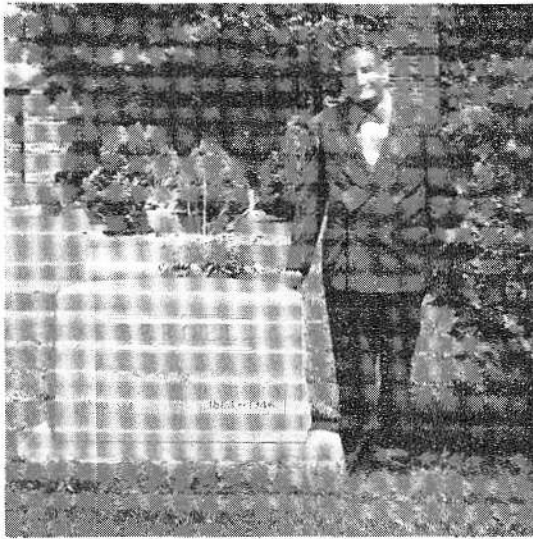
Welches ist also meine persönliche Erfahrung? Daß sich die Siebenbürger Sachsen in der neuen Heimat gut zurechtgefunden haben, besonders diejenigen die nicht zu alt waren, sondern gerade auf der Schwelle standen, wo der Akt der Niederlassung vollzogen wird. Diese Niederlassung ist in den verschiedensten Bereichen geglückt, ich spreche hier keineswegs bloß vom akademischen Bereich, wo mir allerdings die Eingliederung ganz besonders erfolgreich zu sein scheint.

Zu 2. Die Schwierigkeit, die hier besteht, wollen wir uns auch nicht verschweigen. Welches sind typisch siebenbürgische Eigenschaften? Wer die Verschiedenheiten innerhalb Siebenbürgens kennt, wird nicht den Mut haben, hier großartige Typologien aufstellen zu wollen. Ein Mediascher und ein Kronstädter sind vielleicht nicht weniger verschieden als ein Alemanne und ein Rheinländer. Aber vielleicht läßt sich ein anderer Weg einschlagen — es kann nicht mehr als eine Hilfslösung sein.

Ist es nicht möglich, daß bei dem Prozeß des Vertrautwerdens, also des Heimisch-werdens durch die besondere historisch-geographische Lage der Siebenbürger Sachsen sich Wesenszüge herausgebildet haben, die grosso modo als typisch siebenbürgisch angesehen werden können, was natürlich keineswegs besagen soll, daß sie nicht auch bei anderen Völkern oder Stämmen vorkommen. Es würde sich dann also um Konstanten handeln, die sich im Laufe der Geschichte herausgebildet haben und die beim Vorgang des Heimischwerdens dem jungen Menschen als so etwas wie eine selbstverständliche Gegebenheit übermittelt werden. Denn — worauf nur ungenügend eingegangen werden konnte — bei diesem Vorgang des Vertrautwerdens ist Bestimmtes dem Individuum durchaus vorgegeben, er bildet seine Welt, indem er in eine schon gebildete Welt hineinwächst. Und was er so entdeckt, daß sind keineswegs nur die seienden Dinge wie Haus, Tisch, Baum, Berg, Schmetterling, sondern gerade auch die menschlichen Verhaltensweisen: Wie der Mitmensch sich zum Mitmenschen verhält.

Was läßt sich — wenn wir vorsichtig vorgehen, denn es besteht immer die Gefahr der Verherrlichung, der Schönfärberei — als solche Konstanten heraus holen? Es ist nur ein Ansatz und ich wäre dankbar, wenn er korrigiert und evtl. erweitert würde.

a) Toleranzgeist. Der frühe Kontakt mit anderen Völkern, mit Angehörigen anderer Glaubensbekenntnisse läßt Un-duld-samkeit gar nicht aufkommen. Auch die Erziehung wirkt ganz in diesem Sinne. Daß in der Siebenbürgischen Hymne ausdrücklich gesagt wird „jedes Glaubens sicherer Hort“ ist wirklich Ausdruck einer siebenbürgischen Einstellung. Daß in diesem Land jahrhundertlang keine Glaubens- oder rassischen Verfolgungen stattfanden ist kein



„Wo ist die Heimat?“ schrieb Johann Bergel auf dieses Foto, das ihn am Grabstein seiner 1946 verstorbenen Frau zeigt. Seinen eigenen Namen hat er auch schon einmeißeln lassen. Er ist am 10. Mai 85 Jahre alt und lebt in Alliance/Ohio, USA, von wo er alle Zeitner grüßen läßt.

Zufall, sondern entspricht einer besonderen Toleranz-Mentalität, die typisch siebenbürgisch ist. Anerkennung des andern in seinem Anders-sein, weder Überheblichkeit noch Unterwürfigkeit ihm gegenüber.

b) Gemeinschaftssinn. Eine Reihe von Eigenschaften, von denen nur einige angeführt sein mögen, entspringt meiner Auffassung nach aus dem Kolonisatorengest der Siebenbürger Deutschen. Der Sinn für die Gemeinschaft ist hier nicht ein modernes Schlagwort einer politischen totalitären Weltanschauung, sondern geradezu Lebensnotwendigkeit. Um sich als kleines Völkchen inmitten der anderen Völker behaupten zu können, ist ein natürlicher Zusammenschluß nötig, eine Solidarität des Einzelnen mit der Gemeinschaft. Es braucht hier nicht auf die Organisation der Nachbarschaften hingewiesen werden, obwohl an diesem Beispiel doch der praktische Gemeinschaftssinn deutlich wird. Die Kirchenburgen sind auch ein noch heute sichtbares Zeugnis dieses Gemeinschaftssinnes.

c) Der Gemeinschaftssinn steht keineswegs im Widerspruch mit dem Hang zu einer gewissen Selbständigkeit. Der Einzelne kann ja nur, wenn seine Selbständigkeit und Eigenständigkeit ausgebildet ist, ein nützliches Glied der Gemeinde sein. Es wird also von ihm keineswegs ein blinder Gehorsam und Unterwürfigkeit verlangt, sondern selbständiges Urteil.

d) Das, was heute unter demokratischer Besinnung verstanden wird, ist bei den Siebenbürger Sachsen jahrhundertlang verwirklicht gewesen. Ihr Freiheits- und Unabhängigkeitssinn hat keine andere Form des Zusammenlebens aufkommen lassen, als die, „wo keiner Herr und keiner Knecht“. Es gab, und darauf können wir stolz sein, keine selbstherrlichen Diktatoren größeren und kleineren Stils bei uns. Weil durch die demokratische Verwaltung eine solche Person sich nicht hätte halten können. Wollte jemand übermäßigen Besitz und Macht anhäufen, dann mußte er zu einer anderen Nationalität überwechseln.

e) Eine Eigenschaft, die auch durch die besondere historische Situation bedingt oder zumindest mitbedingt ist, ist die Umsicht und Vorsicht. Im Laufe der Geschichte hatten die Siebenbürger Sachsen es mit den verschiedensten Herrschern zu tun. Sie waren ganz auf sich gestellt, konnten sich nicht auf ein großes Reich berufen, das sie stützte. Das entwickelte bei ihnen eine besondere Umsicht und Vorsicht. Die Entscheidungen wurden nicht für den Augenblick getroffen, sondern dabei immer an die Zukunft gedacht. Was einmal verlorengegangen war, war nur schwer zurückzuhalten, deswegen mußte es mit äußerster Umsicht verwaltet werden.

f) Im Zusammenhang mit diesen beiden letzten Eigenschaften muß auch eine gewisse Anpassungsfähigkeit genannt werden. Es nützte nichts, an bestimmten Auffassungen starr festzuhalten, wenn dadurch die Existenz der Gemeinschaft gefährdet wurde. Daß die Anpassung nie zur Aufgabe des eigenen Seins wurde, davor schützte die Siebenbürger Sachsen wiederum ihr Selbstbewußtsein — das nicht künstlich hochgezüchtet wurde, sondern sich auf das Geleistete berufen konnte. (Ein gewisser Fleiß muß auch erwähnt werden.)

Im Zusammenleben sowohl mit den eigenen Angehörigen als mit den anderen Völkern war nicht das ausschlaggebend, was man selbst von sich hielt, sondern was geleistet wurde.

g) Schließlich sei noch eine gewisse Bedächtigkeit und Zähigkeit erwähnt. Die Bedächtigkeit, die aus der Verantwortung entspringt, die man für die Gemeinschaft besitzt, die im Zusammenhang mit der Umsicht steht und die Zähigkeit im Ausharren — wenn ein Dorf immer wieder niedergebrannt wurde bei den feindlichen Einfällen, so wurde es eben immer wieder von neuem aufgebaut, bis es endgültig stehen blieb.

Nun habe ich doch einen Katalog von bloß positiven, oder beinahe bloß erfreulichen Eigenschaften zum Besten gegeben, vielleicht lassen sich noch einige negative anführen: wie z. B. Dickköpfigkeit, Starrsinn, Schwerfälligkeit eine gewisse Beschränktheit. Die Schwierigkeit besteht letzten Endes darin, daß es sehr schwer ist, wirkliche Dominanten herauszustellen, die für ein Volk als typisch gelten sollen. Es lassen sich immer auch Gegenbeispiele anführen. Denn das Erfreuliche ist gerade, daß ein Volk eine gewisse Mannigfaltigkeit von Typen aufweist und nicht uniform ist. Der Versuch, die Konstanten im Verhalten der Siebenbürger Sachsen herauszustellen, sollte uns behilflich sein bei der Frage: in Deutschland, Siebenbürger Sachsen bleiben? Wenn darunter verstanden wird, daß wir die Eigenschaften, die sich in unserer Vergangenheit bewährt haben, weiter beibehalten — dann kann die Frage durchaus bejaht werden. Allerdings muß gleich hinzugefügt werden, daß dies Beibehalten oder Verlieren nicht in unserer Gewalt steht. Zähigkeit, Verlässlichkeit, Ausharren, Bedächtigkeit — das kann man nicht nach Belieben gegen andere Eigenschaften austauschen, entweder ist man es, oder man ist es nicht. Streng genommen darf gar nicht gesagt werden, man habe diese Eigenschaften, es müßte heißen: man ist sie.

Wenn das Siebenbürger-sein, bzw. Siebenbürger-bleiben so aufgefaßt wird, daß man dem Vergangenen nachtrauert, sich in dieser erinnernden Trauer verliert und vergißt, so muß ich sagen, daß das nicht der siebenbürgischen Eigenschaft der Anpassung an die Gegebenheiten entspricht, sondern von der Unfähigkeit zeugt, unter den neuen Bedingungen das zu leisten, was einem, gemäß seinen Veranlagungen und Fähigkeiten, möglich ist. Wenn wir an der Stelle, die wir in der neuen Gemeinschaft einnehmen, unsere Aufgaben so erfüllen, daß wir die Zuneigung und Achtung der Mitmenschen gewinnen, dann — so würde ich sagen — erweisen wir uns als wahrhaftige Siebenbürger Sachsen, die sich nicht durch große Wortgewandtheit und Wichtigtuerei hervortaten (von wenigen Ausnahmen, gerade der jüngsten Vergangenheit abgesehen), sondern durch das was sie leisteten, oft auf einem sehr begrenzten Gebiet leisteten. Daß wir das Wissen um unsere Herkunft lebendig halten und diese nicht verleugnen, versteht sich von selbst. Daß aber die Herkunft für den Siebenbürger Sachsen nie eine Art Freibrief war, oder gar ein Recht, sich etwas besseres zu denken als die anderen, dürfte sich aus dem Vorhergehenden von selbst verstehen.

Zum Schluß müssen wir noch eines gedenken und danken — daß wir nach dem Verlust der ersten Heimat nicht in die Fremde verschlagen wurden, in einen anderen Sprach- und d. h. Kulturbereich, sondern in unser Mutterland, aus dem unsere Vorfahren vor 800 Jahren ausgewandert sind. Wir müssen unseren reichsdeutschen Brüdern dafür dankbar sein, daß sie uns wirklich als Brüder in ihre Mitte aufgenommen haben. Denn das versteht sich keineswegs von selbst.

Die irdenen Töpfe

Von Georg Glätsch, Hintergasse

Diese Episode hat sich zugetragen zwischen meiner Großmutter und ihrem Schwager Georg Glätsch an der Schule. Unser Nachbar, der alte Christel Johann in der Hintergasse, erzählte mir davon.

Mein Großvater hatte von seinen Eltern den Hof in der Hintergasse übernommen, das sonstige Erbe war geteilt worden. Nach einer Zeit — es muß im Winter gewesen sein — kam sein Bruder, Georg Glätsch aus der Marktgasse, mit dem Schlitten bei ihm vorgefahren. Mein Großvater saß im Webstuhl und hörte sich an was seinen Bruder zu ihm führte, als dieser sagte: „Wir haben die Irdenentöpfe, die 'af der Schtuw' (Dachboden) sind, noch nicht geteilt.“ „Na, geht und teilt sie mit meiner Frau“, meinte mein Großvater, ohne sich in der Arbeit stören zu lassen. Die Großmutter stieg daraufhin mit ihrem Schwager hinauf auf den Dachboden und ließ ihn die Töpfe teilen. Jedes Stück beklopfte er; die klingenden stellte er auf seine Seite und die minderwertigen zur Schwägerin hin. Meine Großmutter sah ihm wütend zu, während sie sich gegenseitig ihre Meinung sagten. Schließlich zog der Schwager ein Seil durch die Henkel der Töpfe, nahm sie auf den Rücken, verabschiedete sich von seinem Bruder im Webstuhl und ging.

Vor dem Haus legte er die Tontöpfe in den Schlitten in Stroh.

Der Nachbar hatte wohl von der lautstarken Unterhaltung auf dem Dachboden etwas mitbekommen und war neugierig vor das Haus getreten. Während er sich mit meinem Großonkel erzählte, klopfte meine Großmutter nochmals die ihr zurückgelassenen Töpfe ab. Vorhin hatte sie bei der etwas erregten Unterhaltung nicht auf den Klang achten können. Nun stellte sie fest, daß kein einziger Topf einwandfrei war — die guten Stücke hatte der Schwager alle mitgenommen. Wie sie nun, geärgert hierüber, das Flachstürchen am Giebel schließen wollte, sah sie unten im Schlitten des Schwagers die guten Töpfe liegen. Meine Großmutter reihte schnell alle ihr verbliebenen, wertlosen Töpfe auf ein Seil und ließ diese durch das Türchen auf den darunter auf der Zeile stehenden Schlitten fallen. „Diese kannst du auch haben“, rief sie ihrem Schwager Georg zu, „ich bin nicht geizig!“ Das Flachstürchen im Giebel schließt sich.

Auf dem Schlitten aber kann man die Tontöpfe nicht mehr voneinander unterscheiden; die Scherben gleichen sich alle.

Ein Wort an Dich

Ausgestiegen – eingestiegen

Der Mensch ist in den Weltraum ausgestiegen. Das ist eine große Sensation! Wir bewundern vor allem, daß es gelungen ist, den Menschen den Verhältnissen des Weltraumes anzupassen. Natürlich ist er seinem Wesen nach ganz normaler, richtiger Mensch geblieben, mit allem was zum Menschen gehört, von der Verdauung bis zur Fähigkeit zu denken. Gleichzeitig aber war er ganz Weltraumwesen mit allem ausgerüstet, was zu einer (wenn auch vorläufig nur ganz kurzen) Existenz im Raum der Schwerelosigkeit und Luftlosigkeit gehört. Und das ist wirklich sensationell und großartig.

Weniger sensationell erscheint es uns, daß auch dieses Jahr wieder Ostern war. Wahrscheinlich, weil wir gar nicht daran denken, daß Ostern bedeutet: Gott ist in den menschlichen Lebensraum eingestiegen. Er hat sich den menschlichen Verhältnissen angepaßt. Und wir Menschen sind darauf angewiesen, zu sehen, zu hören, zu fühlen, mit unserem Verstand zu denken. Wie aber sollte man etwas von Gottes Wesen verstehen und erkennen, wenn nicht mit Hilfe der menschlichen Sinne.

Damit Gottes Wesenszüge menschlich erkennbar werden, hat es Christus gegeben. Er ist sozusagen die Zusammenfassung von Wesenszügen Gottes im menschlichen Lebensraum und unter menschlichen Bedingungen. Alles, was von diesem Jesus berichtet wird, sind sichtbar und hörbar gewordene Wesenszüge Gottes. —

So bedeutet Weihnachten, die Geschichte von der Geburt des Kindes im Stall von Bethlehem, daß Gott nicht in seiner Ewigkeit — die wahrscheinlich noch ein wenig unendlicher ist als der Weltraum — geblieben ist, getrennt und unerreichbar für uns Menschen, sondern daß sich Gott etwas mit dieser Menschenwelt zu tun gemacht hat. Er ist ganz menschlich geworden, ganz weltlich, ganz irdisch.

Zu Ostern nun zeigt sich, daß er aber gleichzeitig auch ganz göttlich geblieben ist. Die Geschichte von der Kreuzigung

und der Auferstehung besagen ja, daß den Menschen, besonders denen, die sich für Qualitätsmenschen gehalten haben, die Wesenszüge Gottes, so wie sie in Jesus erkennbar geworden sind, nicht gepaßt haben. Deshalb wollten sie ihn aus ihrem Lebensraum wieder hinausbekommen. Dazu schien die Kreuzigung, die Weise also, nach der man Verbrecher aus dem Lebensraum schaffte, am geeignetsten. Alles klappte ausgezeichnet; die Leute ließen sich überzeugen und forderten die Beseitigung. — Es ist bekannt, daß Jesus auch noch am Kreuz sich seines Leidensgefährten angenommen hat, worin ja auch ein Wesenszug Gottes sichtbar wurde; auch dort wo ein Mensch in ganz großem menschlichen Elend (wegen Verbrechen zum Tod verurteilt) sich befindet, kehrt sich Gott nicht moralisch entrüstet ab, sondern bleibt auch einem solchen Menschen zugewandt. — Und daß Jesus dann wirklich stirbt, so wie jeder andere Mensch mit allen Boschwernissen des Sterbens, bedeutet wiederum, daß es im menschlichen Lebensraum, zu dem das Sterbenmüssen auch gehört, nicht einmal diesen extremen, äußersten Winkel gibt, in den Gott nicht eingestiegen wäre. Daß aber in diesem Jesus tatsächlich Gott in die Menschenwelt hineingestiegen war, besagt die Auferstehung: menschliches Leben ist aus, wenn der Blutkreislauf für längere Zeit aussetzt. Aber es gehört zu Gottes Wesen, daß er nicht von den biologischen Gegebenheiten abhängig ist. Er hat nicht Leben, sondern er ist Leben. Und das ist sichtbar geworden, indem Jesus durch das Sterben nicht ausgelöscht wurde. Die Zeugen (im Neuen Testament) berichten von ihm als Lebendem.

Der Mensch ist erstmals in den Weltraum ausgestiegen und das wird im Laufe der Zeit noch allerlei Folgen haben, ist aber auch so schon eine Sensation, die uns bewegt. — Daß Gott in den menschlichen Lebensraum eingestiegen ist, sollte einem eigentlich zu denken geben; es dürfte doch auch mit allerhand Folgen verbunden sein. Vielleicht sollte man doch wirklich auch darüber ein wenig nachdenken.

H. G. Nußbächer

AUS DEM DEUTSCHEN KULTURGESCHEHEN IN DER HEIMAT

Leistungen der Deutschen in Siebenbürgen und im Banat werden in neuem Geschichtswerk Rumäniens gewürdigt

In Rumänien ist soeben der Band IV der „Geschichte Rumäniens“ erschienen. Er umfaßt das Geschehen von 1848, die Vereinigung der Fürstentümer, die Bodenreform von 1864 und die Gründung eines unabhängigen Rumäniens. Im Rahmen dieses Geschichtswerkes wird auch die Geschichte Siebenbürgens und des Banats geschildert. Erstmals werden in einem so umfassenden Werk in rumänischer Sprache die Leistungen der Deutschen in Siebenbürgen und im Banat gewürdigt. Die Wissenschaftler hatten den Auftrag, die Entwicklung des Landes nach kommunistischen Gesichtspunkten darzustellen. (IFA — 1/9/64)

Deutschsprachige Neuerscheinungen rumänischer Staatsverlage

Die deutsche Redaktion des rumänischen Jugendverlages in Bukarest kündigte „eine stattliche Anzahl von Büchern in deutscher Sprache“ noch bis zum Jahresende 1964 an. Sie nannte hierbei zunächst einmal zwei Gedichtbände, und zwar „Sonnenräume“ der Hermannstädterin Astrid Connerth sowie „Das Wiesenfest“ von Werner Bossert, übrigens der zweite Band des Autors in diesem Jahr. Deutschsprachige Originalausgaben sind außerdem die Märchen von Lotte Berg unter dem Titel „Die Glücksbringer“ sowie die Tiergeschichte „Sumsi“ von Else Kornis. Daneben sind Übersetzungen rumänischer Jugendschriften vorgesehen.

Der Literaturverlag bringt als Neuerscheinungen deutschsprachiger Schriftsteller des heutigen Rumäniens fünf Erzählungen von Paul Schuster unter dem Titel „Alte Sachen, neue Brillen“ und den Roman „Vor den Toren“ von Oskar Walter Cisek. (IFA — 2/12/64)

Die rumänische Universität in Temeswar erwarb Bibliothek Adolf Meschendörfers

Die Abteilung für Germanistik der rumänischen Universität von Temeswar (Banat) erwarb im Sommer dieses Jahres die Bibliothek des verstorbenen siebenbürgisch-sächsischen Dichters Adolf Meschendörfer. (IFA — 10/11/64)

Stephan-Ludwig-Roth-Ausstellung in Kronstadt

Zum 125. Todestag des siebenbürgisch-sächsischen Pfarrers und Pädagogen Stephan Ludwig Roth wurde in Kronstadt eine Gedenkausstellung eröffnet. Die Ausstellung umfaßt Handschriften, Bilder und Zeichnungen, Bücher und Zeitschriften aus dem Leben und Wirken des bedeutenden Volksmannes und Mitarbeiters Pestalozzis. Stephan Ludwig Roth wurde während der ungarischen Revolution 1848/49 von einem ungarischen Gericht in Klausenburg wegen seiner Treue zum Kaiserhaus zum Tode verurteilt und erschossen. (IFA — 6/7/64)

Aufführung von Goethes Jugendwerken an deutschem Theater in Rumänien kritisiert

Die deutsche Sektion am rumänischen Staatstheater in Hermannstadt widmete kürzlich einen Theaterabend dem „jungen Goethe“. Erstmals führte das Ensemble das Lustspiel „Die Mitschuldigen“ sowie das Singspiel „Jery und Bätely“ auf. Diese Aufführung stieß auf heftige Kritik der deutschsprachigen kommunistischen Zeitung aus Bukarest „Neuer Weg“. Dort heißt es: „Das Hermannstädter Theaterkollektiv müßte an sein Repertoire und an sich selbst mit größeren Anforderungen herangehen und mehr neue, zeitgenössische, gehaltvollere Stücke aufführen, die zum Denken anregen, an denen das Schauspielerkollektiv und das Publikum wachsen können.“ (IFA — 5/8/64)

Das Temeswarer deutsche Staatstheater spielt wieder in Siebenbürgen

Das deutsche Staatstheater in Temeswar hat die letzten Vorbereitungen zu einer Gastspielreise in dreizehn Orte mit deutscher Bevölkerung in Rumänien getroffen. „Lumpazivagabundus“, die Volkskomödie von Nestroy, soll hierbei gespielt werden. Mit diesem Stück hat das Theater bereits in der vergangenen Spielzeit in Temeswar und in Banater Dörfern großen Erfolg errungen. Die Gastspielreise wird diesmal nach Siebenbürgen unternommen. Nach jahrelanger Unterbrechung wird es auch wieder in Bukarest auftreten, wo neben dem „Lumpazivagabundus“ auch noch das Schauspiel „Das Porträt“ von Al. Voitin gespielt wird. (IFA — 2/11/64)

Deutsche Klasse an rumänischer Pädagogischer Lehranstalt

In Arad im Banat wird mit Beginn des neuen Schuljahres im September an der dortigen „Pädagogischen Lehranstalt“ eine Klasse für Lehrer mit deutscher Unterrichtssprache eröffnet. Die Aufnahmeprüfung findet noch vor Beginn des Schuljahres statt, wobei rumänische und deutsche Sprache sowie Mathematik schriftlich und mündlich geprüft werden. (IFA — 16/8/64)

Wenn einer eine Reise macht . . .

Die Reisebedingungen für Rumänien haben sich in letzter Zeit wieder günstig entwickelt und so werden auch in diesem Jahr wieder viele Landsleute die Gelegenheit benutzen, um ihre Angehörigen in der Heimat zu besuchen. Es ist — leider — angezeigt, wieder darauf hinzuweisen, daß es unwürdig und herzlos ist, wenn man unten protzig und hochnäsiger den wohlhabenden und erfolgreichen „Westler“ herauskehrt und damit den weniger mit irdischen Gütern gesegneten Menschen zeigen will zu was man es gebracht hat. Ein solches Verhalten ist geradezu lächerlich und man sollte auf diese Leute mit dem Finger zeigen. Aber man gehe lieber großzügig an ihnen vorbei und beachte sie nicht, denn sie sind es wirklich nicht wert. Nur rohe Naturen können sich auf solche Weise geben und damit andere Leute verletzen.

Wir sollten vielmehr bestrebt sein, immer und überall die Wahrheit zu sagen. Redet vor allem über Dinge, die erfreulich sind und die Gemeinsamkeiten und Verbindendes zum Ausdruck bringen! Die Entfernung und die Grenzen, die zwischen den Geschwistern und Vettern liegen, sind hinderlich genug. Wir brauchen Gedanken und Gespräche, Gesten und Taten, die uns einander näher bringen und die familiären und geistigen Bande enger knüpfen!

Verbunden mit den Reisen hinunter und herauf, ist noch ein menschliches Problem: das Mitnehmen von Geschenken, Medikamenten usw. Wer selbst schon einmal die Reise gemacht oder ein Familienmitglied zur Bahn gebracht hat, der kann darüber ein Liedchen singen. Eine Gefälligkeit macht jeder aufgeschlossene Mensch gerne, wenn damit einem Kranken oder Bedürftigen geholfen wird. Aber wenn die Päckchen und Pakete sich in Massen türmen, so daß man — wie uns glaubhaft mitgeteilt wurde — einen weiteren Koffer kaufen muß, um wenigstens einen Teil der zugesicherten Sachen mitnehmen zu können! Das übersteigt wirklich die guten Sitten und das Maß des Zumutbaren.

Aber das dicke Ende kommt oft nachher erst: Es geraten nämlich die Zurückgebliebenen mit denen, deren Päckchen oder Pakete doch nicht mitgenommen werden konnten, in Streit. Da hagelt es dann Vorwürfe und Zurechtweisungen hin und her, daß es nur so seine Art hat. Muß das denn sein? Kann man sich nicht nüchtern, sachlich und vernünftig aussprechen? Wir glauben doch! Begraben wir doch den Streit und nehmen wir die Anschuldigungen zurück. Wir haben es angesichts der familiären Sorgen und Kummer nisse doch bestimmt nicht nötig. Wer selbst Not und Entbehrung kennen gelernt hat, findet Verständnis — bei aller Unzulänglichkeit, die nun einmal menschlich ist — allzumenschlich.

Zur ewigen Ruhe gebettet

Johann Buhn, Hinter-den-Zäunen, 80 Jahre alt — Rosa Bartsch geb. Preidt, Berggasse, 76 Jahre alt — Hans Zerwes, Hintergasse, 53 Jahre alt — Georg Barf, Berggasse, 70 Jahre alt — Hans Groß (Schoppel), Weihergasse — Michael Kuwer, Langgasse — Rudolf Depner, Altrichter, Hintergasse, 77 Jahre alt — Hans Mild, Lehrer und Organist, Hintergasse, 90 Jahre alt.

Das Licht der ewigen Gnade leuchte ihnen!

Die Konfirmation wurde in diesem Jahr in Zeiden am 4. 4., dem Sonntag Judika, eine Woche vor Palmsonntag, gefeiert. Es wurden 24 Mäde und 25 Knechte konfirmiert.

Lehrer Hans Mild +

Unerwartet traf uns die Nachricht, daß in Zeiden Lehrer Hans Mild gestorben und dort am 2. April 1965 beerdigt worden ist. Eine große Trauergemeinde begleitete ihn auf dem letzten Weg.

„Am 18. Juni 1875 in SCHLATT als Lehrerssohn geboren, betätigte Hans Mild sich schon als achtjähriger in der Heimatkirche. Das „Puer natus . . .“ und „Quen pastores . . .“ war ihm noch im hohen Alter vollkommen geläufig.

Der Vater muß als Lehrer nach ALZEN bei Hermannstadt berufen worden sein, denn — wie zu jener Zeit üblich — wurde er vom dortigen Pfarrer vorbereitet die Quarta des Gymnasiums zu absolvieren, um dann auf das neu eingerichtete SEMINAR nach Hermannstadt zu gehen. Er hat mit viel Liebe und Verehrung von seinen Lehrern gesprochen. Direktor war der spätere unvergessene Bischof D. Dr. Fr. Teutsch, ein beeindruckender Professor Dr. Josef Capcsius, Friedrich Müller I. war Bischof und Vorsitzender der Prüfungskommissionen. Im Geiste von Wundt, Fröbel u. a. erzogen jene Lehrer ihre Zöglinge. Als junger Fant kam unser Altkantor HANS MILD nach Bekokten in seine erste Lehrstelle. Dechant Heinrich Brandsch — zugleich Ortspfarrer — eine ausgeprägte Persönlichkeit, förderte den jungen Lehrer, der bald darauf in die Stuhlrichtergemeinde Großschenk berufen werden sollte. Hier nun war kein Geringerer als D. Dr. Adolf Schullerus Pfarrer. Auch von ihm hat der Verewigte stets mit größter Hochachtung gesprochen und niemals verhehlt, was er auch diesem bedeutenden Manne zu verdanken hatte. Sein Weg ins Burzenland führte ihn zunächst nach Heldsdorf. Hier versuchte er seine Familie zu begründen. Nach kurzer Zeit aber wurde die junge Gattin abberufen. Es mag unserm verewigten Bruder daher leicht gefallen sein, als ihn die große Marktgemeinde Zeiden rief, diesem Rufe Folge zu leisten.“

Mit Emmi, der Tochter des Werkzeugfabrikanten Horvath aus Zeiden, schloß er einen neuen Ehebund und übersiedelte

bald selbst nach Zeiden, das sein Lebensschicksal werden sollte, wo er Freunde und Heimat fand. Viele Jahre lehrte er in der 2. Klasse der Evangelischen Volksschule, später übernahm er dann die Fünfte. Mild war ein guter Märchen- und Geschichtenkenner und konnte meisterhaft erzählen. Wie leuchteten dann die Augen der Kleinen, wenn er sie in die Welt seiner Geschichten führte. Ich selbst bin auch noch zu seinen Füßen gesessen. Sein ganzes Herz aber gehörte der Musik. Mild war ein von Gott begnadeter Musiker. Er spielte Klavier, Orgel, Geige, und dann noch verschiedene Blasinstrumente.

Fast sein ganzes Leben lang — 60 Jahre! — war Lehrer Mild Organist in seiner geliebten evangelischen Kirche in Zeiden. Daneben leitete er den Kirchenchor, den Männer- und den Gemischten Chor und brachte sie zu hoher Blüte. Am liebsten aber schwang er den Taktstock in seinem großen Orchester, das er aufgebaut hatte. Mit Chor und Orchester bereitete er seiner Gemeinde wunderschöne musikalische Darbietungen, die weit über die Hattortgrenzen Zeidens bekannt und beachtet waren. Er komponierte auch selbst Musikstücke und Lieder. An den geselligen Abenden, die er mit seinen Chören und dem Orchester veranstaltete, konnte man immer wieder erleben, daß Hans Mild nicht nur ein guter Lehrer und ausgezeichneter Musiker, sondern auch ein glänzender Gesellschafter und Unterhalter war. Er war überall geschätzt und beliebt. Im Lehrerkollegium war er mit Rat und Tat ein guter Kollege und Kamerad und es war eine Freude und ein Gewinn, mit ihm zusammen zu arbeiten. Bis ins hohe Alter blieb er im Schul- und Kirchendienst tätig.

Kollege Mild hat in einer Zeit, in der viele Familien unseres Volkes durch ein grausames Schicksal getrennt und in der Welt verstreut leben mußten, das Glück gehabt, gemeinsam mit seiner Frau, seinem Sohn Helmut und dessen Familie, bis an das Ende seiner Tage im gleichen Hause leben und wohnen zu dürfen. Auch seine Tochter Hertha mit ihrem Mann Dr. Hans Kolf und Kindern, wohnhaft in Zeiden, waren für ihn immer da und jederzeit erreichbar. So hat Freund Hans Mild, der übrigens die Gnade erleben durfte bis kurz vor seinem Tode gesund zu sein, die Einsamkeit des Alters nicht gekannt. Er ist 90 Jahre alt geworden.

Um ihn trauern seine liebe Frau, seine Kinder und Enkelkinder. Die Gemeinde Zeiden hat in Hans Mild einen treuen Lehrer und einen tüchtigen Organisten und Musiker verloren. Viele Zeidner trauern mit mir um einen lieben Freund und Menschen, dessen Andenken wir in Ehren bewahren werden.

Georg Buhn, Lehrer

Altrichter Rudolf Depner +

Ende März d. J. verstarb Rudolf Depner d. Ä. im Alter von 77 Jahren in Zeiden. Etwa 10 Jahre lang bekleidete der gebürtige Zeidner in den 30er Jahren das Amt des Ortsrichters (Bürgermeister) in seiner Heimatgemeinde, mit einer überwältigenden Mehrheit, als Nachfolger von Gheorghe Cârstea gewählt.

Durch sein männliches, straffes Auftreten hat Depner sich nicht nur bei den Sachsen, sondern auch bei den rumänischen Einwohnern Respekt und Ansehen verschafft. Durch seine geraden und gerechten Handlungen und durch die guten Ortskenntnisse war es ihm möglich, das Schiff der größten sächsischen Gemeinde des Burzenlandes zur Zufriedenheit aller Bürger zu lenken. Unter seiner Leitung als Richter und Vorsitzender des Gemeinderates sind viele Neuerungen auf landwirtschaftlichem, industriellen und kulturellem Gebiet durchgeführt worden. Rudolf Depner erfreute sich auch bei den Oberbehörden einer großen Beliebtheit und Achtung. Sein Scheiden vom Richterposten erfolgte durch Neuwahl seines Schwagers Christian Mieskes, wo es zwischen den rivalisierenden Richteranhängern heftig und laut zuging.

Die politische Entwicklung in der NS-Zeit und während des Krieges, hat den konservativen, strenggläubigen Christen sehr bedrückt. Bei den scharfen völkischen Auseinandersetzungen Anfang des letzten Krieges blieb er, trotz starker Anfechtungen, konservativ eingestellt und bewahrte dadurch die Gemeinde Zeiden vor manchen nachteiligen wirtschaftlichen Folgen.

Depner war gelernter Tischler. Dieses Handwerk hat er jedoch nicht ausgeübt, sondern betrieb die Landwirtschaft. Zusammen mit seinem Sohn Rudi gründete er auch eine Handelsgärtnerei und arbeitete dort viele Jahre begeistert in voller Zurückgezogenheit.

Nach dem Zusammenbruch 1944 beschäftigte Depner sich als Möbeltischler und fertigte für seine Familienangehörigen manche schönen und gediegenen Möbel an.

Als sein Mitarbeiter auf dem Rathaus erinnere ich mich gerne an die Zusammenarbeit mit diesem aufrechten Mann der Gemeinde Zeiden und werde ihm, wie viele mit mir, ein treues Andenken bewahren, das er überreich verdient hat.

Hermann Gutt

AUS DER NACHBARSCHAFT

Zur ewigen Ruhe gebettet

Oberstudienrat Prof. i. R. Leopold Priebsch, ehem. Pfarrer von Zeiden, im Alter von 70 Jahren.

Das Licht der ewigen Gnade leuchte ihm!

Pfarrer Leopold Fr. Priebsch †

Am 14. 1. 1965 starb in Recklinghausen, erst 70-jährig, unser früherer Pfarrer Leopold Fr. Priebsch an den Folgen einer schweren Grippe. Jeder Zeidner, der den Verstorbenen als Pfarrer kannte, wird durch diese Nachricht tief bewegt worden sein.

Vor Erscheinen unseres Heimatblattes sind inzwischen ehrende Nachrufe erschienen, sowohl in der Siebenbürgischen Zeitung, wie im Licht der Heimat, in welchen Herkunft, Werdegang und Wirken von L. Priebsch als Schulmann in Kronstadt und Recklinghausen gewürdigt worden, so daß sich eine Wiederholung wohl erübrigt. Die meisten von uns kannten den Verstorbenen nur als Pfarrer unserer Gemeinde, so gelte unser Nachruf dem Zeidner Pfarrer Leo Priebsch.

Der Entschluß, den gewohnten und lieb gewordenen Schuldienst aufzugeben um Pfarrer in Zeiden zu werden, fiel ihm wirklich nicht leicht. Er wußte nur zu gut, daß die Kirchengemeinde Zeiden als schwierig galt und kannte auch die Anfeindungen, denen seine Vorgänger im Amte ausgesetzt waren. Würde ihm da größerer Erfolg beschieden sein? Er hatte diese Zuversicht und trat sein Amt mit den reinsten Absichten an, niemandem verpflichtet als seinem Gewissen und in vollem Bewußtsein seiner Verantwortung gegenüber Volk und Kirche.

Sein heiteres Wesen, seine idealistische Hingabe an sein Amt und seine schon als Professor bewiesene Begeisterungsfähigkeit ließen ihn sehr bald viele Freunde finden und in der Gemeinde heimisch werden. Nicht nur zur Jugend, die ihn sofort liebte und verehrte, fand er den Kon-

takt, nicht nur zu den Körperschaften der Kirchengemeinde, sondern auch zu vielen Gemeindegliedern, auch zu solchen, die jahrelang ablehnend und sogar Kirche und Pfarrer feindlich gegenüberstanden. Pfarrer Priebsch stand nicht nur jedem zur Verfügung der ihn im Pfarramt um Rat in kirchlichen und weltlichen Dingen aufsuchte, er suchte auch Kontakt mit den Bürgern außerhalb des Pfarrhauses, so z. B. im Gewerbeverein, wo am Sonntag nachmittag ja viele Männer zusammenkamen und so Leute antraf, denen er sonst nicht näher gekommen wäre. Immer und überall verstand er es, sich durch sein Auftreten und sein mitreißendes Temperament Freunde zu erwerben.

Die schöne Umgebung lockte den Naturfreund Priebsch zu zahlreichen Ausflügen mit Familie und Freunden. Im Pfarrhaus, wo Wohnung und Garten nun wieder eine frohe Kinderschar beherbergte, pflegte er auch geselliges Beisammensein mit Freunden, unterstützt von seiner Gattin, die trotz starker Inanspruchnahme als Hausfrau und Mutter dennoch ihre Verpflichtungen als Pfarrersfrau und Vorsteherin des Frauenvereins vorbildlich erfüllte.

So schienen alle Voraussetzungen gegeben für eine segensreiche Arbeit, eine Annäherung der einzelnen Gruppen, der „Alten“, der „Erneuerer“ und sogar der „Unzufriedenen“ zu erreichen sein. Da erschien das schon in anderen Nachrufen erwähnte Rundschreiben seiner vorgesetzten Kirchenleitung, das ihn in schweren Gewissenskonflikt brachte. In zahlreichen Gesprächen konnten wir uns damals überzeugen, daß Pfarrer Priebsch keiner Partei angehörte und auch nicht angehören wollte, sondern sein Handeln lediglich aus seiner Einsicht als Siebenbürger Sachse und Angehöriger der deutschen Volksgruppe bestimmen lassen wollte.

Seiner geraden, unbestechlichen und idealistischen Gesinnung folgend, lehnte er jeden Gewissenszwang ab, verzichtete lieber auf Amt und sogar Heimat und verließ Zeiden, um später in Recklinghausen bis kurz vor seinem Tode wieder als Lehrer und Erzieher zu wirken. Die überaus große Zahl der Teilnehmer an seinem Begräbnisse, die Nachrufe seiner Freunde und Vorgesetzten haben erneut bewiesen, daß sich Pfarrer Priebsch auch an seiner neuen Wirkungsstätte voll durchzusetzen verstand und Dank und Anerkennung auch ferne seiner alten Heimat gefunden hat. Aber auch die Zeidner, die ihn als Pfarrer kennen lernten, werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren. Wer ihm näher stand weiß, daß er einen Freund verloren hat, der nicht zu ersetzen sein wird.

— HZ —

Auf nach Bischofshofen!

Dieser Ausgabe des ZEIDNER GRUSSES liegt die Einladung zum 5. Nachbarschaftstag bei, der vom 17.—20. Juni 1965 in Bischofshofen in den Salzburger Bergen stattfindet. Manche Landsleute werden die Teilnahme am Treffen mit einer Besuchsreise in die Heimat verbinden, und andere wollen dort in den Alpen oder weiter im Süden den Urlaub verbringen. Alle Vorbereitungen sind getroffen, um den Gästen einen schönen und angenehmen Aufenthalt zu bereiten. Einzelheiten über das Programm sind der Einladung zu entnehmen. Über Bischofshofen informiert ein Prospekt, den wir ebenfalls hier beilegen.

Eine Anmeldekarte ist der Einladung beigegeben. Bitte trennen Sie diese sofort heraus und senden Sie sie genau ausgefüllt umgehend an Herrn Rudolf Strobl nach Bischofshofen. Die Karte ist mit einer 20-Pfg.-Briefmarke freizumachen.

Für die Wahl der Nachbarschaftsämter bitten wir um Vorschläge, entweder schriftlich bis 30. Mai an Baldi Herter oder spätestens mündlich am 17. Juni abends in Bischofshofen. Es werden neu gewählt: 1. Älterer Nachbarvater, 2. Jüngerer Nachbarvater, 3. Kassenverwalter, 4. Vorstandleiter des Heimatblattes, 5. einige Beisitzer (3 bis 5 Frauen und Männer). Wir bitten jede Nachbarin und jeden Nachbar, ob jung oder alt, sehr herzlich, uns zu helfen, den Dienst am Nächsten mitzutragen. Es geht uns nicht um eine aufgeblasene Organisation, sondern wir suchen Menschen, mit denen man sich aussprechen kann über Fragen unserer Gemeinschaft, Menschen, die bereit sind mit Rat und Tat anzupacken. Überfordert wird dabei niemand. Wir sind dankbar für jeden mitdenkenden Kopf und über jede mit helfende Hand.